Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 27 (1923-1924)
Heft: 10

Artikel: Wie Josua Grübler seinen Weg fand [Schluss]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667665

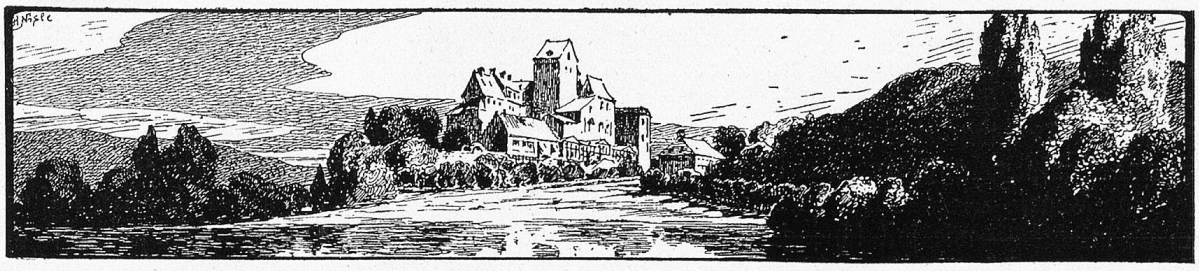
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Nacht und Tag.

Von Lydia Fäsch.

Zur schweigenden Mitternacht
mach flammen die Ampel ich müde.
Schmerzhaft grell leuchtet ihr Licht
in der Seele gramvolles Dunkel.
Fort sind sie und erloschen
all die glanzvollen Strahlen des Glücks,
unter der Erde schlummert,
die so innig und heiß ich geliebt.
Einsam bin ich — doch horch, horch,
war da nicht ein Klopfen am Fenster,
ein zart verklingender Ton?
Ich öffne behutsam den Flügel,
laß ein den werbenden Gast:
Von nächtlichen Feinden vertrieben,
sucht Vögelein schützendes Dach.
Ruhlos, verängstigt, kreist es im Raum,
kann keinen Stützpunkt finden.
Auf deines Bildes goldener Zier
läßt endlich es sich nieder.

Starrdunkle Nacht umfängt uns Beide.
Ich liege still und — weine.
Des Lebens Fülle, die gabst mir du,
du hast sie mitgenommen,
entwurzelt bin ich, gleiche dem Baum,
der dürre liegt am Wege . . . .

Aus erquickendem Schlummer weckt mich ein Lied:
Mein Vöglein grüßt den Morgen,
es preist die Sonne, es preist den Tag
und preist die Schönheit des Lebens! . . . .
Wie pocht mir das Herz! Wie steigt die Flut
erneuter Kraft und füllt mir die Seele! . . . .
Da fall' auch ich die Hände mein
und sage Dank dem Schöpfer,
ich danke für genossenes Glück
und flehe ihn an voll Beschämung:
„Gib mir so gläubigen Lebensmut
Wie diesem kleinen Sänger."

Wie Josua Grübler seinen Weg fand.

Erzählung von Jakob Boßhart. Schluß.

Als Priska ein paar Tage später wieder zur Alp stieg, saß Josua wie von ungefähr an ihrem Wege. Er schloß sich ihr an. Er überlegte, ob er ihr den schweren Rucksack abnehmen sollte, aber er verhärtete sich. Schweigsam schritten sie aufwärts, sie voraus, gelassen, ihrem Wesen gemäß, er hinter ihr drein, mit einem gequälten Gesicht, die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt, um einen Entschluß ringend. Im Walde warf er sich hin: „Setzen Sie sich einen Augenblick. Sie müssen mir Rede stehen. Sind Sie so ruhig und sicher, wie Sie sich geben, oder . . .?"

„Oder?"

„Ich verstehe Sie nicht, mir ist, Sie spielen sich nur auf."

„Sie wollen damit etwas Böses sagen?"

„Jawohl! Ich wollte, ich könnte Ihnen eine Maske vom Gesichte reißen. Ich will es Ihnen geradeheraus sagen: Sie sind mir ein beständiger Vorwurf. Sie geben sich, als hätten Sie das, was mir fehlt, und Sie stellen es so aufdringlich vor meine Augen, daß ich Sie manchmal hassen könnte. Ich sah Ihnen beim Arbeiten zu. Sie waren der Erde so nahe, daß ich nicht wußte, wo Sie aufhörten und wo der Boden begann, und doch waren Sie hoch über der Erde. Das ist etwas Wunderbares, wenn es — echt ist. So auch möchte ich sein."

„Nun verstehe ich Sie nicht," erwiderte Priska kühl und mißtrauisch.

„Begreiflich!" warf er hin. Er empfand nun das Bedürfnis, sich vor ihr zu erniedrigen. „Sehen Sie, ich bin ein unfähiger Mensch. Ich

bringe es nur zu Gedanken, zu blassen Hirngespinsten und komme dem Leben und der Erde nie bei. Darum habe ich mich beim Hacken so tief gebückt. Das war eine Rolle, das war Theater, eine Vorspiegelung, eine Tat in der Phantasie, eine Lüge. Sie arbeiten hier für andere. Auch ich möchte — wie soll ich sagen — behilflich sein. Aber ich finde den Weg nicht. Ich möchte der Erde und den Menschen nahe sein, aber ich bleibe beiden ein Fremdling. Ich habe keinen rechten Glauben, das ist es, am wenigsten den Glauben an mich selber. Sie aber haben ihn. Oder stellen Sie sich nur so? Das möchte ich von Ihnen hören. Das! Verstehen Sie?" Er hatte die letzten Worte heftig hervorgestoßen.

Priska hatte ihm stehend zugehört, jetzt setzte sie sich auch und begann mit etwas mehr Weichheit in der Stimme als sonst: „Ich habe Sie vielleicht nicht ganz verstanden, ich merke nur, daß Sie leiden, wie wir alle litten. Sie sollten einmal bei uns in der Siedlung leben. Sie fühlen sich der Erde so fern, weil Sie ein unverbesserlicher Städter sind. Wir sind auch Städter, aber solche, die die Erde wiedergefunden haben. Sie halten die Menschen für krank, wir auch, und uns nicht zum wenigsten. Und nun glauben wir, daß die Gesundung beim einzelnen und bei kleinen Gruppen beginnen muß, so wie vielleicht in einem kranken Körper die Besserung an einer oder an ein paar Stellen Fuß faßt und dann weiterschreitet. So erklärt es ein Arzt, der mit uns auf der Siedlung lebt. Schon die Flucht aus der Stadt empfinden wir als Heilmittel. Wir bearbeiten und bepflanzen die Erde, sie gibt uns dafür Nahrung, Gesundheit und Lebensfreude. In der Stadt stöhnt man das Lied von der entseelten Arbeit, wir singen das Lied von der beglückenden Arbeit. Ein jeder erarbeitet mit seinen Händen, so viel er braucht, und vermag es einer nicht ganz, so helfen die anderen nach. Wir sind aber keine Arbeitstiere und brauchen keine zu sein, weil wir allem Unnötigen entsagen. Wir essen und kleiden uns einfacher als Waldbrüder. Die Sucht nach Gold quält uns nicht, keiner von uns besitzt etwas zu eigen, wir kennen weder reich noch arm. Wir machen überhaupt keine Unterschiede. Es sind unter uns Gelehrte, aber auch gewöhnliche Arbeiter. Wir sind eine große Familie, und wie in einer Familie der Hausvater, so verwaltet bei uns der Rechnungsführer das Geldwesen, soweit wir es brauchen. Fällt einem ein Glück zu, so teilen es alle, trifft einen ein Unglück, so tragen es alle mit ihm. Wir haben viel zu tun, aber wir haben auch viel Zeit, schon deshalb, weil wir mit den Hähnen aufstehen und mit den Hennen niedergehen. Wenn ich jetzt in eine Stadt zu Verwandten komme, so finde ich alles unsagbar närrisch. Ich glaube, das Automobil ist allen Städtern ins Blut gefahren. Sieht man sie zur Arbeit gehen oder von der Arbeit kommen, so meint man, sie wollen einen Geschwindigkeitsrekord aufstellen. Zu Hause treiben sie's nicht anders, sie küssen die Kinder in Hast, lesen die Zeitung in Hast, essen in Hast, schlafen vielleicht auch in Hast. Ob sie auch in Hast träumen?"

„Kaum!" warf Josua ein, „sie gleichen den Tag durch den Traum aus. Das Auto bleibt auf der Landstraße stecken, man muß ein paar Ochsen davorspannen, das Telephon versagt, die Füllfeder bockt, die Walze der Schreibmaschine dreht sich nicht. Man ärgert sich, aber man ruht aus."

„Wissen Sie das denn?" fragte Priska ungläubig.

„Wie soll ich Narr es wissen! Es schiene mir nur vernünftig so! Aber was ich sagen wollte: Sie haben also das Paradies in zweiter, verbesserter Auflage?"

„Seien Sie nicht boshaft! Wir haben auch manches zu überwinden, denn wir sind Menschen und keine Vollkommenheiten. Aber sehen Sie: Ich habe es hier schön, und doch empfinde ich manchmal sträflich Heimweh nach unserem kleinen Staat. Ich werde denn auch bald davonfliegen."

Das Wort traf Josua. Er lachte gezwungen: „Wollen Sie mich nicht in Ihr Paradies entführen?" Er ließ sie im unklaren, ob dies im Ernst oder im Scherz gesprochen war. Sie erwiderte ebenfalls mit halbem Ernst: „Warum sollte ich nicht? Wir haben auch seltsame Zweihänder unter uns. Aber darauf muß ich Sie vorbereiten: Wir können keine Leute brauchen, die der Erde immer längelang nahe sein wollen."

Zu Priskas Verwunderung nahm er das Wort ernst. „Spotten Sie nicht immer. Ich möchte mich schon gewissenhaft anfassen, die Hände auf dieser Erde rühren, aber das Herz hoch im Himmel haben." Verschämt fügte er hinzu: „Ich habe sogar schon davon geträumt, der ganzen Menschheit zu helfen. Solch ein Narr bin ich. Ich habe einen Wahlspruch gefunden, wollen Sie ihn hören?" Und nun

skandierte er in lächerlich-feierlichem Tone: „Kraft des Himmels, Kraft der Erde und dazwischen meine Kraft.“ Er suchte in ihrem Gesicht nach der Wirkung seiner Worte. Sie mußte über seine komische Feierlichkeit lachen, unterdrückte aber die Anwandlung rasch und nickte ihm zu: „Nun, das ist ja gar nicht übel gesagt, Herr Grübler.“ Er hatte eine warme Antwort erwartet und wandte das Gesicht unwillig von ihr ab.

Stein am Rhein mit St. Georgen, im Hintergrund Hohenklingen.

„Sie schmollen?“ sagte sie. „Sie haben recht, aber Sie sahen so arg komisch aus und ich bin ein Lachnarr. Seien Sie mir nicht böse und leben Sie wohl.“

Sie erhob sich und schritt bergan. Er sah ihr nach, und obschon er ihr zürnte, summten seine Lippen doch, als sie ihm entschwand: „Schön, froh, glücklich! Schön, froh, glücklich ...“ Dann lachte er heraus: „Möchtest wohl ein Abenteuerchen wagen, du Grillenzüchter! Sie findet dich unsagbar einfältig, sie ist ja ein Kühlapparat, sie liebt ihre Siedlung, ihr neues Leben, vielleicht einen Bauernknecht. Nicht nur der Leib braucht Wärme, auch die Seele! Nein, Glut braucht die Seele, Glut! Priska hat Glut nur auf ihrem kindischen Kopftuch. Das ist ja gar nicht übel gesagt, Herr Grübler!“

Mißmutig erhob er sich. Nach Hause gehen mochte er nicht, die Mutter würde ihm die schlechte Laune ansehen und ihn ausforschen. Das ertrug er jetzt nicht. Er schritt oben am Dorf vorbei und ins Tal hinein, stundenlang, an der Kapelle vorüber, von der er neulich geträumt hatte und die ihn jetzt von ihrem hohen Felsen herab zu höhnen schien. Er stieß auf Arbeiter, die in dem wilden Bergbach Holz flößten, tief im eiskalten Wasser standen und festgerammte Fichtenklötze mit schweren Eisenhaken in die Strömung rissen. Er erkannte unter ihnen Anian, den Sohn des Wegwartes Klemens, und er redete ihn an. Aber Anian achtete seiner nicht, vielleicht hörte er seine Stimme im Rauschen des Baches, der sich schäumend in einem Kessel herumtrieb, gar nicht, vielleicht war es ihm zuwider, mit einem Müssiggänger Worte zu verlieren, während ihm das Gletscherwasser die Kälte bis ins Herz schwemmte. Josua sah den Flößern lange zu und es kam ein Erstaunen über ihn, daß sich auf dieser Erde für jede, auch die schwerste, gefährlichste, ja ekelhafteste Hantierung Menschen fänden. Es erfaßte ihn etwas wie Ehrfurcht vor Anian und den anderen Männern, die die Gesundheit, selbst das Leben einsetzten, damit Mitmenschen, von denen sie nichts wußten, die ihnen niemals danken würden, sich ihre Stube behaglich heizen könnten. Aber er stieß diesen Gedanken bald von sich. Ist es etwas Wichtiges, daß die Menschen in warmen und behaglichen Stuben wohnen? Ist es etwas Großes,

ihnen dazu zu verhelfen? Genügt es, nützlich zu sein? Ist nicht jedes Haustier nützlich? Jede Axt, jeder Karren? Jedes Stück Eisen? Priska mochte lächeln, es blieb doch bei seinem Wahlspruch. Der deutet die Stellung des Menschen zwischen Himmel und Erde an; aber wie sie einnehmen, diese Stellung? Wieder war er mit dem Fuß an die Schranke gestoßen, die ihn aufhielt und ihm den Schritt ins tätige Leben verwehrte. Mit dem alten Gefühl der Ohnmacht und der alten Mutlosigkeit kehrte er nach Hause zurück. Der Mutter spielte er Aufgeräumtheit vor, aber er schämte sich dabei und verachtete sich.

Eines Abends, als es schon dunkelte, erschien Priska im Grüblerschen Hause und warf gleich ihre Neuigkeit in die Stube: Sie müsse am Morgen verreisen, die Siedlung sei von einem Hagelwetter heimgesucht worden, alle Hände seien jetzt dort notwendig. „Ich wollte, ich hätte die Gelassenheit des alten Lärchpeters," erzählte sie, „er sagte mir heute, was man nicht selber verschuldet, dürfe man nicht schwer nehmen, das werde mit der Zeit immer wieder gut. Kann man frömmer reden?"

Die Mutter drückte dem Mädchen ihre Teilnahme aus, Josua preßte, wie so oft, die Unterlippe zwischen die Zähne und brachte endlich seinen Vorschlag mit munter sein sollenden, aber stockenden Worten hervor: „Sie werden morgen wieder einen Rucksack zu schleppen haben, größer als ein Dromedarhöcker. Darf ich etwas nachholen, was ich neulich flegelhaft unterließ, und Ihnen den Höcker ein Stück weit tragen? Ich bin doch das geborene Dromedar! Wann reisen Sie ab?" Sie nahm das Anerbieten ohne Zögern an, um fünf Uhr breche sie auf, sie wolle den ersten Zug erreichen.

So schritten denn die beiden jungen Menschen in einer frühen Morgenstunde zum Tal hinaus. Lange wollte kein Gespräch zwischen ihnen mitgehen, kaum daß sich drei, vier Sätze zueinander fügten. Endlich fand Josua einen festen Faden: „Eigentlich war es halb abgemacht, daß ich mit Ihnen auf die Siedlung komme. Wie, wenn ich nun Ernst machte?"

„Damit würden Sie mich gar nicht erschrekken, wir könnten gerade jetzt rührige Hände gar wohl brauchen."

Er lachte: „Rührige Hände!"

„Das war nicht zum Verletzen gesagt," beschwichtigte sie ihn.

„Es geht doch nicht," fuhr er nach einer Weile fort. „Ich habe mir die Sache wirklich überlegt, praktisch wie ich bin! Aber ich würde mich auf keinen Fall bei Ihnen wohlfühlen, ich wäre ein Sohn, der seinem Vater aus dem Geschäft gelaufen ist. Denn wir haben hier auch genug zu tun. Es ist vielleicht hier trostloser als bei Ihnen, weil nur wenige den verwilderten Acker sehen."

„Haben Sie denn keine Siedlungen?"

„Ich weiß von keiner, aber ich bin ja ein unwissender, in mich verbohrter Mensch. Und nicht nur das! Ein gänzlich unbrauchbarer Mensch bin ich. Ich möchte etwas Tüchtiges werden, ich habe Ihnen ja zu Ihrer Belustigung gesagt, wie ich es meine — aber es bleibt bei mir immer beim Vorsatz oder der Ausschau. Ich habe in den letzten Wochen oft daran gedacht, Bauer zu werden, daran sind Sie und die Mäher auf der Alp schuld, aber Sie haben mich beim Hacken gesehen und wissen, was für ein Ausbund von Landwirt Josua Grübler sein würde! Bis er seine Sache verstünde, würde er dreißig, vielleicht vierzig Jahre alt, und dann wäre der An- und Auftrieb dahin. Schlüge ich meiner Mutter nach, so wäre ich nicht in solcher Ratverlassenheit, aber ich bin der Sohn meines Vaters, eines unpraktischen Geistlichen, dem man nachredet, er habe nie sicher links und rechts unterscheiden können und sei jedesmal in Verlegenheit gekommen, wenn er jemand habe die Hand reichen müssen!"

Er wartete auf eine Antwort, und sie schritten lange stumm und nachdenklich dahin. Endlich war Priska mit ihrer Überlegung zu Ende. „Ja, als Bauer geht es wohl nicht. Aber gibt es nichts anderes?"

„Ich suche doch immer nach dem andern! Ich zähle mir täglich alle möglichen Berufe auf, in der Hoffnung, auf den zu verfallen, in dem ich nach meinem Wahlspruch leben könnte. Immer umsonst! Ich sage mir wohl, ein Beruf sei so gut wie der andere, sofern er nötig sei, und es komme nur auf die Ausübung an. Sie erinnern sich: Erde und Himmel im gleichen Handstreich. Aber eben da komme ich nicht weiter."

„Ihre Mutter sagte mir, Sie studierten Medizin, nun bald drei Jahre."

Er lachte bitter: „Sie nennt es studieren, die gute, nachsichtige Frau! Sehen Sie, ich habe mich einst mit Begeisterung als Mediziner eingeschrieben. Jetzt sitze ich auf dem Eis. Meine Kommilitonen haben mich darauf gesetzt, zweiundzwanzigjährige Jünglinge, die jetzt schon

an nichts anderes als ans Geldverdienen denken, die sich in Gedanken jetzt schon Villen aus den Leiden anderer bauen. Ist das nicht traurig? Und die Stadtärzte, die ich täglich sehe! Wenn zwei im Coupé oder Auto die gleiche Straße fahren, meint man, es gelte einen Wettlauf."

„Sie übertreiben arg, Herr Grübler!"

„Vielleicht übertreibe ich, aber keineswegs sehr. Soll ich nun anbeten, was ich längst verbrannt habe?"

Herz im Himmel, wie Sie es meinen. Oh, Sie sollten ihn kennen! Sie sollten ihn wirklich kennen!"

Sie hatte mit einer Stimme gesprochen, die Josua an ihr nicht kannte, die er dem „Kühlapparat" gar nicht zugetraut hätte. Er blickte sie von der Seite an. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Lippen bebten leicht unter ihren Worten. Nun war ihm mit einem Schlag ihr Geheimnis enthüllt. Er griff nach ihrer Hand, wie man nach einem Menschen greift, den man

Rathaus in Stein a. Rh.

„Ich will Ihnen etwas erzählen. Ich kenne einen Arzt, unsern Siedlungsarzt. Ich habe Ihnen auch schon von ihm berichtet. Er hat bei uns nicht viel zu tun, denn wir leben einfach und lassen die Krankheit nicht ein. Aber in der Nähe liegen ein paar arme Dörfer, in denen kein Arzt wohnt. Dort findet er Arbeit. Er nimmt für seine Mühe nur, was man ihm ungefordert gibt, er arbeitet ja mit uns und hat, was er zum Leben braucht. Nun sollten Sie sehen, wie er in den Dörfern geachtet ist! Papa Doktor nennt man ihn, und er ist erst achtundzwanzig! Er ist nicht nur der Medizinmann der Leute, er ist auch ihr Ratgeber in allen möglichen Dingen. Und was das schönste ist: Er hat ihnen in diesen harten Zeiten gezeigt, daß es noch Güte unter den Menschen gibt und daß Güte etwas Hohes ist. Ich glaube, er hat das

zu verlieren fürchtet oder dem Absturz nahe sieht. Sie wandte sich verwundert ihm zu und erriet nun auch, was in ihm vorging. Er verbarg es nicht. Es ward ihr angst um ihn. Sie mußte ihm eine Illusion zerstören, ehe er sie nötigte, ihm einen Schlag zu versetzen. Sie schritt, ihre Hand loslösend, kräftiger aus, blickte nach ihrer Armbanduhr und sagte: „Wir plaudern wie Spaziergänger und gehen dabei immer langsamer. Wenn ich den Zug verfehlte! Ich werde heute abend im Bahnhof zu Frankfurt erwartet. Ich freue mich so sehr auf das Wiedersehen. Denken Sie doch, nach vier langen Wochen!"

„Er ist's, der achtundzwanzigjährige Doktor?" stieß Josua hervor.

Sie nickte und schritt dann so kräftig aus, daß er ihr kaum zu folgen vermochte. Auf einer Brücke, die über einen Seitenbach setzte, stand

sie mit einem Rucke still: „Hier wollen wir uns trennen. Man sagt bei uns, böse Geister hätten auf Brücken keine Macht, und es sollen nur gute Geister dabei sein, wenn wir auseinandergehen, nicht? Reichen Sie mir jetzt den Rucksack, Sie haben ihn schon allzulange für mich geschleppt. Und nun die Hand."

Schon waren sie auseinander. Er rief ihr nach: „Ich danke Ihnen!" und erschrak, weil das Wort so hohl klang. Sie wendete das Gesicht zurück und fragte: „Wofür?" Er wußte es selbst nicht und gab sich auch keine Mühe, eine Antwort zu finden. Er empfand nur, daß das Wort nötig war. Er setzte sich auf das Brückengeländer und schaute ihr nach, bis sie hinter den Tannen verschwand. Dann blickte er ins Wasser, das schäumend unter der Brücke durchschoß. Plötzlich erstarrte der Schaum, und Josua glitt samt der Brücke aufwärts, haltlos, willenlos. Das gefiel ihm. Es war ihm gemäß. Endlich rüttelte er sich aus dem fließenden Traum auf und trat den Heimweg an. Er kam sich gedemütigt, genarrt, geschlagen und unsäglich dumm vor. Im Bergfluß, den er entlang schlenderte, trieb ein Baumstamm, der wohl den Flößern hinten im Tag ausgerissen war. Josua stand still und schaute dem geschundenen und gequetschten Leichnam nach. Er stellte sich mit einem Gefühl der Erleichterung einen Menschen, einen Jüngling in gleicher Lage vor. „Weggeschwemmt, jeder Aufgabe enthoben! Unverantwortlich geworden!"

Die folgenden Tage verließ er das Haus selten, und trieb ihn die Mutter, die seinen Zustand ahnen mochte, ins Freie, so wählte er den Talweg, weil er sicher war, dort stundenlang keinem Menschen zu begegnen.

An einem Abend stieß er auf zwei Männer, die schwer schwankend daherkamen. Es war Anian mit einem der andern Holzer. „Sie haben übers Maß Schnaps getrunken," überlegte Josua, und er, der sich selber gern betäubt hätte, hielt gleich eine Entschuldigung für sie bereit: „Bei der Arbeit im eiskalten Wasser ist es nicht verwunderlich, wenn sich einer einmal mit Schnaps mehr als nötig behilft." Er wich vom Sträßchen ab, um durch seine Blicke die Männer in ihrer Schwäche nicht zu demütigen. Er stellte sich hinter einen Busch und ließ sie an sich vorübergehen. Da merkte er, daß nur Anian schwankte und von seinem Begleiter gestützt, halb getragen werden mußte. Zuweilen stöhnte Anian laut auf und erklärte, nicht mehr weiter zu können, worauf ihm der andere Mut zusprach und ihn gütig und geduldig mit sich fortzog: Das Dorf sei ja ganz nah. Es war ein kläglicher Anblick, und Josua wurde nun doch unwillig. Daß es gerade Anian war, ärgerte ihn. Er war ihm gewogen, seit er gesehen hatte, wie er seinen gebrechlichen Vater eines Tages an die Sonne trug. Daß er trank, hatte er noch nie gehört. War er am Sonntag im Dorf, so ging er nie ins Wirtshaus; saß meistens neben dem alten Klemens vor dem Haus und rauchte seine Pfeife, oder er streckte sich unter dem Holunder aus, als einer, der sich vom Wochenwerk ausruht.

Es war nach zehn Uhr jenes Abends, Josua wollte sich eben ins Bett begeben, als ein Nachbar verlegen ins Haus trat. Es stehe mit Wegknechts Anian nicht zum besten, ob nicht der Herr Grübler zu ihm herüberkommen wollte, er studiere ja auf den Doktor und wisse, das sei glaublich, etwas mehr als dumme Bauersleute.

„Ich habe gemeint, er sei bloß betrunken," entgegnete ihm Josua.

„Wär's das! Am Morgen war er noch so wohl wie ihr und ich, beim Holzschleifen glitt er aus und fiel eine Halde hinunter, und dann begann's mit Kolik und Krämpfen. Und nun wollte euch der Klemens gebeten haben, nach dem Kranken zu sehen."

Josua wurde heiß. Wie sollte er, der verbummelte Student, helfen? „Ich bin mit meinen Studien nicht fertig und darf noch nicht praktizieren," brachte er stockend hervor. „Es wäre besser, einen Arzt zu rufen."

„Bald gesagt! Telegraph und Telephon sind geschlossen. Zum Doktor aber braucht man mehr als drei Stunden. Jetzt rückt es auf elf. Und der Doktor wird auch nicht gleich bereit sein. Bis er kommt, kann es Morgen werden, und wer weiß, was am Morgen ist?"

„Hat man denn noch nichts versucht?" warf Josuas Mutter ein. „Gegen Kolik sollen warme Umschläge gut sein."

„Man legt ihm seit drei Stunden heißen Kleiebrei auf. Es nützt nichts. Die Hebamme hat ihn geschröpft. Es nützt nichts. Man hat ihm Kamillentee mit Schnaps eingegeben. Er hat alles erbrochen. Jetzt will man's noch mit heißem Murmeltierschmalz versuchen. Das ist ein tausendjähriges Mittel. Aber wie gesagt, der Klemens hat den Glauben an euch."

„Besinn dich nicht so lang, Jos!" mahnte

die Mutter. „Dein Gang wird jedenfalls nichts schaden."

Josua sah seine Ohnmacht und seinen Mißerfolg voraus. Der Schweiß rann ihm über den Rücken. „Hätte ich die letzten Semester nicht verlottert, so würde ich anders dastehen, könnte ich Anian vielleicht retten. Bei der ersten großen Aufgabe, die die Menschen an mich stellen, versage ich Grillenfänger."

men. „Braucht man da noch zu fragen?" schien er zu denken.

„Er muß sofort ins Spital gebracht werden!" wendete sich Josua zu Klemens. „Es gibt doch ein gut federndes Gefährt im Dorf?"

„Der Gemswirt hat ein Gefährt, aber ob es gut federt, weiß ich nicht, bin noch nie darauf gefahren."

Einer der Nachbarn mischte sich ein: „Ge-

Partie bei Eglisau (Ktn. Zürich)

Als ginge es zum Schafott, taumelte er neben dem Bauer zur Wohnung des alten Klemens hinüber. Die Kammer war ganz mit Leuten gefüllt. Das Geflüster und Gemurmel verstummte, alle traten vor Josua, in dem man den Nothelfer erblickte, zurück, so daß von der Türe zum Bett eine Gasse frei wurde. Der alte Klemens, der am Bette saß, machte Anstrengungen, sich zu erheben und Josua entgegenzugehen. „Helft ihm!" flehte er. „Ihr habt meinem Kartoffelacker geholfen, aber was ist ein armseliger Kartoffelacker!"

In diesem Augenblick wurde Anian wieder von Krämpfen verzerrt und stöhnte dabei so schwer, daß die Frauen zitterten. Seine Augen brannten, seine Lippen waren trocken. Josua trat zu ihm heran und fragte, wo es ihn schmerze. Aber Anian starrte ihn nur mit gläsernen Augen an und biß die Zähne zusam-

fährt! Das ist nicht so einfach! Man kann doch mit dem Gefährt nicht bis zum Spital fahren. Das Spital ist, wie man weiß, in der Kreisstadt. Mit dem Gefährt bis zur Station und dann um sechs Uhr mit dem ersten Zug weiter. Wo soll der Anian unten bis sechs Uhr warten, wenn ihr jetzt schon fahrt? Um zwei Uhr wäre man dort, bis sechs Uhr wären's vier Stunden. Der Wartesaal ist über Nacht geschlossen."

Das leuchtete ein. Die Ratlosigkeit drückte wieder alle nieder. Josua merkte, wie sich um ihn ein Kreis von Kälte bildete. Er, der Studierte, hatte einen Rat erteilt, dessen Unzulänglichkeit der beste Bauer aufgedeckt hatte. Er wäre am liebsten entflohen, aber dann hätte er sich erst recht bloßgestellt.

Eine Bäuerin trat mit einem Pfännlein und einem kleinen Becken herein. Da habe sie das warme Murmeltierfett. Wenn das nicht

helfe, so helfe nichts in der Welt mehr, sagte sie gewichtig und füllte, ihrer Sache sicher, das Becken. Widerwillig und mit taumelnden Händen setzte Anian das Gefäß an den Mund und trank. Aber der Magen duldete das Fett nicht in sich. Unter den Krämpfen des Erbrechens schrie Anian wie ein zu Tode gemartertes Tier. Die Weiber weinten laut heraus, die Männer wandten sich ab und einer schlich fort. Da ließ sich der alte Klemens von seinem Stuhl zu Boden sinken, rang die Hände nach oben und betete: „Nimm ihn mir nicht, Herrgott im Himmel, nimm mich! Mich alten abgeschafften Mann!" Er weinte laut heraus. Dann plötzlich erhob er sich auf die Knie, von einer Eingebung gestärkt, sah zu Josua auf und flehte: „Helft ihm, junger Doktor, ihr könnt es, wenn ihr recht wollt. Ihr müßt nur fest an euch glauben, dann könnt ihr ihm schon helfen. Glaubt es, glaubt es!"

Josua wünschte, der Boden sänke unter ihm zusammen. „Es ist ein Gericht, ein furchtbares Gericht!" murmelte er, den nächsten vernehmlich. Er näherte sich Klemens, hob ihn auf und setzte ihn auf den Stuhl. „Ich kann nicht helfen, armer Mann. Ich könnte es vielleicht, wenn ich fleißiger gewesen wäre, aber ich habe meine Zeit verzettelt, ja verlottert!" Ihm war leichter nach diesem Bekenntnis, aber er merkte, daß die andern ihn nun ganz von sich ausschlossen.

Er blickte um sich und begann wieder zu reden: „Also ihr hört's, ich vermag es nicht, wir müssen einen fertigen Arzt holen. Ich gehe gleich zum Gemswirt und lasse einspannen. Ich fahre selber mit, um den Arzt zu unterrichten!"

Eine Frau sprach tonlos: „Dann wird er sterben wie mein Marielein!" Man schalt sie, sie solle nicht so unsinnig schwatzen und dem Tod den Weg weisen. Sie beharrte auf ihrem Glauben und schluchzte: „Er holt den Tod." Wie gehetzt verließ Josua das Haus, Anians Stöhnen und das Schluchzen der Frau fuhren ihm hart in den Rücken.

Wie lange es dauerte, bis das Pferd eingespannt war, wie langsam das Gefährt die Talstraße hinausrasselte! Josua war ein sanfter Mensch, aber einmal entriß er dem Fahrknecht unwillig die Geißel, um das Pferd selber anzutreiben. Der Knecht holte sich die Peitsche gelassen zurück und sprach ruhig: „Muß er sterben, so muß er halt sterben, da kann kein Roß helfen und keine Geißel!"

Es schlug halb zwei Uhr, als sie in den Marktflecken sprengten. Nach langem Klingeln erschien der Arzt am Fenster. Er war erst kurz vor Mitternacht von einem Krankenbesuch heimgekehrt und fragte unwirsch und schlaftrunken in die Nacht hinaus, was los sei.

„Ein Notfall," gab Josua Auskunft, „es gilt einen dreißigjährigen Mann zu retten, die einzige Stütze eines gebrechlichen Alten."

„Schädelbruch? Blutung?"

„Er hat es im Darm."

„Wo wohnt der Patient?" forschte der Doktor.

„In Guppen."

„Hab's halb gedacht! Natürlich in Guppen. Nun gut, ich komme."

Bald trat er aus dem Haus. „Wieder eine Nachtfahrt, bei der ich so viel ausrichte, wie wenn ich im Bett geblieben wäre," ächzte er, als das Pferd anzog.

Josua wagte einen Einwand.

„Das kenne ich nachgerade," entgegnete der Arzt. „Wenn ich nach Guppen gerufen werde, treffe ich in zwei von drei Fällen einen Toten oder Sterbenden an. Daß es einen Arzt Rot gibt, wissen die Guppener erst, wenn ihnen ein anderer an den Laden klopft. Letzten Winter wurde ich zu einem Kind gerufen. Als ich kam, war es erstickt. Diphtheritis. Vor anderthalb Jahren kam ich gerade recht, um einem Mann die Agonie mit etwas Morphium zu erleichtern. Appendizitis. Im gleichen Winter hat sich einer beim Schlachten gestochen, sie halten ja die Messerspitze immer gegen sich. Als ich kam, war er verblutet. Und so fast immer. Kein Wunder, daß sie meinen Namen Rot in Tod umgewandelt haben, die Witzbolde! Da opfere ich dann meine Nacht mit dem köstlichen Ergebnis, daß ich meinen Ruf wieder ein bißchen mehr verderbe." So machte der Arzt seinem Mißmute Luft.

„Es ist ein Unglück, daß die Leute keinen Arzt im Dorfe haben," warf Josua ein.

„Ganz recht, junger Freund! Ich will Ihnen was sagen: Wenn Sie einmal einem Arzt begegnen, der sich fest vorgenommen hat, seinen Exitus durch Hunger herbeizuführen, so raten Sie ihm, sich in Guppen niederzulassen. Da wird ihm bald und einstweilen auch dem Dorfe geholfen sein."

„Nun," wollte Josua einwenden, „wenn ich einen fände, der das Herz im Himmel hat?" Aber er behielt seine Weisheit für sich, er fühlte,

daß er sich in den Augen des Arztes lächerlich machen würde. Nach einiger Zeit sagte er aber doch, wie zu sich selber: „Güte kann man freilich weder verkaufen noch kaufen." Der Arzt überhörte das Wort oder wollte es nicht verstehen, er sprach auf der ganzen Fahrt nichts mehr und schlief oft auf Minuten ein.

Es dämmerte, als das Gefährt in Guppen einfuhr. Eben verließ der Geistliche, von dem Anian die letzte Wegzehrung erhalten hatte, das Haus des Wegknechts. Die Krankenkammer war noch von der Feierlichkeit der religiösen Handlung erfüllt. Ein paar Frauen knieten am Boden und drehten den Rosenkranz, die Männer schauten geistesabwesend vor sich hin, der alte Klemens ließ die Tränen über seine Wangen fließen, Anian stöhnte mit jedem Atemzug und blickte starr zur Decke.

Der Arzt war bald im klaren. Er machte Anian eine Einspritzung, und als etwelche Beruhigung eingetreten war, entfernte er sich mit dem Versprechen, in zwei Stunden nochmals nachzusehen. Josua lud ihn zu sich ein, damit er sich etwas ausstrecken könne. Im Gehen sagte der Arzt: „Wie ich vermutete! Zu spät!"

„Appendizitis?"

„Darmverschlingung. Nichts mehr zu machen. Den Transport ins Kreisspital würde er nicht mehr ertragen, man würde nur seine Qual verdoppeln. Hier operieren, in einer Kammer, die vielleicht seit der Völkerwanderung nie mehr aufgewaschen worden ist und in der jeder hinspuckt, wo er gerade trifft, unmöglich. Auch wäre es umsonst. Und würde ich ihn öffnen, so wären die Guppener imstand, nachher zu sagen, ich hätte ihn wie ein Lamm geschlachtet. Schönes Metier, was?"

„Und wenn ein Arzt rechtzeitig eingegriffen hätte?" warf Josua ein.

„Rasch ins Spital und das Messer dran. Und wer weiß! Hätte man ihm statt Murmeltierfett ein paar hundert Gramm Queckſilber eingegossen, der Darm hätte sich vielleicht zurecht gedreht. Ich habe das Mittel selber einmal in der Not mit Erfolg angewendet."

„Daß ich das nicht wußte," fuhr es Josua aus dem Mund.

„Sie hätten ja das nötige Queckſilber nicht gehabt. Machen Sie sich keine Vorwürfe."

„Ich hätte alle Barometer im Dorf geleert."

„Vielleicht hätte es gereicht, wahrscheinlich aber nicht." Damit streckte sich der Arzt gähnend auf dem Ruhebett aus und schlief gleich ein.

Beim zweiten Besuch hatte sich Anians Zustand sehr verschlimmert. Nachdem ihm der Arzt eine zweite Einspritzung gemacht hatte, vertraute er Josua die Spritze und die nötige Lösung an und fuhr davon.

Josua ging nicht mehr von dem Kranken weg. Er meinte auf diese Weise etwas gutzumachen. Die Nachbarn entfernten sich einer nach dem andern und gingen ihren Geschäften nach, es blieben nur zwei Frauen zurück, die abwechselnd Sterbegebete murmelten. Der alte Klemens saß auf seinem Stuhl, versteinert, vernichtet, nur die mechanischen Bewegungen seiner Lippen verrieten, daß sich etwas in ihm regte. Anian keuchte schwer und wand sich zuweilen von einer Seite zur andern, obschon er in der Betäubung den Schmerz kaum spürte. Als er nach ein paar Stunden wieder bewußter wurde, griff Josua lindernd ein. Es fiel dem weichen Menschen schwer, die Nadel dem Gequälten durch die Haut zu treiben, aber er stieß entschlossen zu, wie er es dem Arzt abgesehen hatte.

Diese endlosen Stunden in der Sterbekammer waren für Josua ein Fegefeuer. Immer wieder sprach ihm ein Richter ins Gewissen: „Hättest du deine Zeit einst besser genutzt, so hättest du jetzt ein Menschenleben gerettet."

Er umfaßte mit dem gleichen Blick den sterbenden Anian und den zermürbten Klemens, der nun seinen Erhalter verlor. Wer würde sich des Alten annehmen, wenn er einmal so weit war, daß er sich nicht mehr erheben konnte? Er würde noch elender zugrunde gehen als der Sohn, elender als ein Waldtier in seiner Höhle. Einen Arzt würde niemand zu dem nutzlosen Manne rufen, und das ganze Dorf würde das in Ordnung finden.

Plötzlich griff sich Josua an die Stirne: „Du hast gesucht, hier liegt es vor dir. Landarzt, ein Helfer werden an einem Ort, zu dem man weder durch Geld noch durch Aussicht auf Ruhm hingetrieben wird. Wo man es offenbar machen kann, daß Güte keine käufliche Ware ist." Das Bild, das Priska von dem Siedlungsarzt gezeichnet hatte, stand jetzt deutlich vor ihm. Und auch sich selber sah er auf seinem Weg, dem lange gesuchten. Er führte aus der Stadt hinaus aufs Land, in ein entlegenes Dorf und in ein bescheidenes Doktorhaus, und von diesem wieder hinaus und hinein in Krankenkammern

voller Schmerzen und Fieber, voll Not und Ratlosigkeit. Das würde ein Leben nach seinem Wahlspruch werden!

Mitten in diesem Schauen zuckte es ihm durch den Kopf: „So bescheiden bist du geworden, du Weltbeglücker und Wolkengucker? Hast du nicht nach einem Mittel gesucht, das der ganzen Menschheit helfen sollte? Und jetzt läuft es auf die Heilung eines Beinbruches, einer Blinddarmentzündung, einer Halsbräune, einer Lungenentzündung hinaus?“ — „Warum nicht!“ gab er sich zur Antwort. Sein Blick ging von dem Gesicht des Sterbenden zu der Jammergestalt des alten Klemens, und die Ehrfurcht vor menschlichem Schmerz und menschlicher Verlassenheit ergriff und erschütterte ihn ganz. „Wie schwer ist es, nur einem einzigen oder zweien zu helfen, und ich schwacher Durchschnittsmensch wollte alle aus der Not ziehen, mit dem kläglichen Ergebnis, daß mir das Leben entrann und ich zur kleinsten Tat unfähig wurde! Redlich zugreifen, wo man steht, darauf kommt es an!“ Das war der Rat, den er sich jetzt fand. „Hat Christus die Rettung aller vermocht, oder sonst einer der Begnadeten? Wohl gibt es einen alten Heilsspruch für eine kranke Menschheit. Was sprach jener Priester zum König: „Bete an, was du verbrannt hast, verbrenne, was du angebetet hast.“ Umkehr! Was du dein Heil nennst, ist dein Tod, was du erjagen willst, keinen Tropfen Schweiß wert! Aber dieses Mittel wird sich nie gleich einem Frühlingsregen über alles Land ausgießen, es muß an tausend und tausend unscheinbaren Orten zu wirken beginnen, wie der Siedlungsarzt gelehrt hat. Und da ist keiner zu gering, es an sich zu bewähren. Sei einer Bauer oder Gärtner oder Fabrikarbeiter, Baumeister oder Ingenieur, Arzt, Künstler, Lehrer oder Pfarrer oder sonst etwas, wenn er nur aus dem Herzen schafft, so wird er ein Zubereiter des Erdreichs werden. Und ist der Grund bereitet, so wird auch das Korn wachsen.“ So gingen Josuas Gedanken. Anians Sterbekammer wurde ihm weit und hell, ihm war, er sei darin auf einer Warte, an einem hohen Ziel. Er stand auf einem schmutzigen Bretterboden, aber sein Herz schlug weit über der Erde. Er war nahe daran, sich ganz zu vergessen, als er aufgeschreckt wurde. Eine der Frauen hatte ihn sachte am Arm berührt. Anians Endkampf hatte begonnen. Josua machte eine letzte Einspritzung, und als sich unter der Wirkung des Morphiums das verzerrte Gesicht des Sterbenden entspannte, kam sich der angehende Arzt wie ein Sieger, ein Überwinder der Erdensorge vor. In diesem Augenblick gelobte er sich dem erwählten Beruf entschlossen an.

Die Frauen sprachen oder sangen ihre Gebete nun überlaut, als wollten sie etwas übertönen, überwinden oder bezwingen. Der alte Klemens kniete am Boden und sprach ihre Worte kindlich einfältig nach. Dann kam die letzte Erschütterung und der letzte Atemzug. Die Kammer wurde auf einmal ganz still, eine der Frauen huschte hinaus. Vom nahen Kirchturm erschallte die Totenglocke, von unsicherer Hand gezuckt.

Josua verließ das Haus ganz betäubt. Er hatte zum erstenmal einen Menschen sterben sehen. Er war in wenigen Stunden um viele Jahre älter geworden, aber er fühlte sich doch erlöst, weil er endlich das Band zwischen sich und dem Leben erfaßt hatte.

Er ging an dem Haus seiner Mutter vorbei, alles Berichten und Beichten wäre ihm qualvoll gewesen. Er schlug den stillen Talweg ein, und bevor er sich versah, stand er unter der Bergkapelle. Er stieg zu ihr empor, er empfand Ehrfurcht und Dankbarkeit vor ihr, war ihm doch in ihr die erste Wegleitung geworden, wenn auch nur in einem Gesicht. Ja, dort hatte die Erkenntnis begonnen und dort sollte sie besiegelt werden. Er näherte sich der Türe und suchte sie zu öffnen. Nach einiger Bemühung gelang es ihm, den alten verrosteten Riegel etwas zu drehen und dann im Beschläge zurückzuschieben. Er trat ein und setzte sich auf einen der Balken, die als Bänke dienen mußten. So bewegt saß er noch nie in einer Kirche. Er dachte an Anian, der jedes Jahr einmal, am Jakobisonntag, hier gesessen hatte und nun starr in seines Vaters Hütte lag. „Auch du mußtest mir helfen. Habe Dank!“ Es drängte Josua zu irgendeiner Dankhandlung, zu irgendeiner Erhebung, denn war er nicht ein Geretteter? Sein Blick heftete sich auf ein Bild, das über dem Altar hing. Es war unbeholfen, aber eindringlich gemalt und stellte Christus, einen Blinden heilend, dar. Eben öffneten sich die Augen des Bettlers, und seinem entzückten Munde entquoll ein roter Streifen mit den Worten: „Caecus, Domine, videt.“ Josua mußte das Wort auf sich beziehen. „Ja, der Blinde ist sehend geworden!“ Das mußte er verkünden,

wie jener andere. Er näherte sich dem Glokkenstrang, der durch eine hölzerne Röhre vom Türmchen in die Kapelle hing, und begann daran zu ziehen, mit aller Kraft. Diesmal blieb das Glöcklein nicht stumm in seiner Stube, feierlich schlug es an und trug Josuas Dankgebet durch das Bergtal. Die Hirten der umliegenden Alpen sprachen noch lange von dem rätselhaften Abendläuten und glaubten, es habe Anians Sterben gegolten, und ein Unsichtbarer habe es vollbracht.

Beim Abendessen eröffnete Josua der Mutter, er habe im Sinn, am folgenden Tag in die Stadt zurückzukehren. Es sei endlich für ihn an der Zeit, an seine Studien zu denken.

Gedenkrede auf Gottfried Keller.

(Gehalten in der Predigerkirche zu Zürich, am 11. Juli 1919, gedruckt zur Erinnerung an den 35. Todestag des Dichters, den 15. Juli 1890.

„Ein Tag kann eine Perle sein
und ein Jahrhundert — nichts."

singt unser Gottfried Keller. Unter den Perlen versteht er die kostbaren Ereignisse, welche irgendeine große Sehnsucht der Völker oder der gesamten Kulturmenschheit erfüllen, einer bedeutsamen Entwicklung den vorläufigen Abschluß geben. Er verschmähte es nie, seine dichterische Kraft in den Dienst solcher Ereignisse zu stellen, eine politische Tagung zu besingen, die Annahme einer neuen Verfassung poetisch zu feiern; ja, Sänger-, Schützen- und Zunftfeste, sofern sie nur aus dem innern Bedürfnis des Volkes herauswuchsen, erschienen ihm solcher Verherrlichung würdig. Aber auch den hundertsten Geburtstag Schillers und Beethovens hat er mit gehobener Teilnahme gefeiert, wohl wissend, was solche Persönlichkeiten, die das Licht der Vergangenheit wie der Gegenwart in sich aufnehmen und schon deshalb wie Sterne in die dunkle Zukunft hinaus zu leuchten vermögen, für die Förderung wahren Menschentums bedeuten.

Darum werden seine Manen es uns trotz seiner tiefen und echten Bescheidenheit nicht verübeln, wenn wir die Perle seines Geburtstages für einen Augenblick aus dem Schatzkästlein der Erinnerung herausnehmen und uns an ihrem warmen Glanz erfreuen. Denn für uns, vor allem für die studierende Jugend, die er geliebt und in deren Hände er im „Martin Salander" symbolisch die Geschicke des Vaterlandes gelegt hat, ist die Persönlichkeit Gottfried Kellers, wie sie sich in seinen Werken und seinem Wirken ausdrückt, ein Gewinn. Keiner von unsern Dichtern hat so innig und verständnisvoll wie er mit unserm Volke gelitten und sich gefreut; keiner hat Schäden und Mißbräuche, aber auch unsere Vorzüge und Tugenden so genau gekannt wie er — Jeremias Gotthelf ausgenommen. Allein im Gegensatze zu diesem betrachtet er es als die Aufgabe des Dichters, „über dem Volke zu stehen, von welchem und zu welchem er spricht." Seine Darstellung soll nicht die Laster seines Gegenstandes an sich tragen, sondern vielmehr darauf ausgehen, Unvollkommenes, Rohes und Mißbräuchliches in seinem Gebaren im poetischen Spiegelbild abzuschaffen, da es sich bei ihm wie bei Goethe und Schiller darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt herzustellen. Das hielt Gottfried Keller für des Poeten Pflicht. „Nicht nur das Vergangene soll er verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit verstärken und verschönern," daß die Leute den Glauben an sich selbst nicht verlieren. Tue man dies mit wohlwollender Ironie, so werde das Volk das, was es sich gutmütig einbildet zu sein und der innerlichsten Anlage nach auch schon ist, zuletzt in der Tat und auch äußerlich. Kurz, man müsse dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas *Besseres* zeigen, als er schon *ist*; dafür könne man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.

Diesem von ihm als richtig erkannten Verfahren, das selbstverständlich Maß halten muß und nicht in eitle Schönfärberei verfallen darf, blieb Gottfried Keller zeitlebens treu, und daher wurde er unser größter Erzieher. Es ist dasselbe Verfahren, welches alle gute Erziehung einschlägt, somit auch die Keller'sche Verkörperin einer solchen, die prächtige Mutter Regel Amrain. Die schlimmen Erfolge des Mißtrauens erfuhr er am eigenen Leibe schwer genug, als er mit 15 Jahren ungerechter Weise aus der Schule ausgestoßen wurde und fortan auf Selbstbildung angewiesen war, nicht ohne später oftmals „schmerzlich durch die verschlossenen Gitter in den reichen Garten der reifern Ju-